

Ellen und Margret

Vier Jahre lang an jedem Schultag durchquerten sie das weitläufige Gelände, Ellen und Margret, zusammen seit der neunten Klasse, ihrer Aufnahme in die Oberschule. Die trug den Namen des pietistischen Gründers und wurde kurzerhand *die Stiftungen* genannt wie das gesamte Areal mit seiner Mauer und den Häusern aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die Schulen ihrer Geschwister hießen Thomas Münzer und Friedrich Engels. Für ihre hatte sich im historischen Gedächtnis auch die Bezeichnung *Latina* erhalten. Sie hing an dem, was von der ursprünglichen Lateinischen Schule *für Knaben bürgerlicher Familien, die vorhatten, sich mit akademischen Studien zu beschäftigen*, dann dem humanistischen Gymnasium nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch übrig geblieben war: ein altsprachlicher Zweig an der August-Hermann-Francke-Oberschule. Ein verkümmernder inzwischen, in jedem Jahrgang eine einzige Klasse, die kleinste von allen. Margret hatte dorthin gewollt, unbedingt: die Griechen, die Römer. Entfalteter Geist und edle Größe. Wer lernte, Gedichte von Catull zu lesen oder ein Stück von Sophokles, verbrachte Unterrichtsstunden so fern von politischer Propaganda wie Mathematik und Physik, aber unterhaltsamer als die. Und für das ersehnte Medizinstudium waren altsprachliche Kenntnisse ohnehin von Nutzen. Dank ihrer Noten beim Abschluss der achten Klasse erfüllte sich der Wunsch. Die Banknachbarin Ellen erklärte, sie wäre lieber in den Französischzweig gekommen, aber da gab es keine Plätze mehr. Dann

eben Latein und Griechisch, aus der Sicht ihrer Großmutter, die in der Familie tonangebend war, das Fundament einer guten Bildung und ein Garant für das Verbleiben im eigenen Milieu. Sie irrte sich nicht. Die Klasse von Ellen und Margret bestand zum größten Teil, wie ihre Ursprungsform zweihundertfünfzig Jahre zuvor, aus Kindern *bürgerlicher Familien, die vorhatten, sich mit akademischen Studien zu beschäftigen*, nunmehr allerdings zu einem Drittel aus Mädchen.

Ellen bewunderte Margret für ihre Größe und die langen dunklen Haare, die sie zu kunstvollen Knoten aufsteckte, Margret beneidete Ellen um eine Haut ohne Sommersprossen, um echte Ledersandalen und einen blauen Parallelo-Pullover aus dem Westen. Selbst trug sie ein Kleid in rot-grünem Schottenmuster und eine von der Mutter übernommene schwarze Strickjacke mit Silberknöpfen und grün-roten Streifen am Halsausschnitt, die aus Berchtesgaden stammte. Dort hatten die Eltern ihre Flitterwochen verbracht. Im letzten Friedensjahr, sagte Margret. Sie und Ellen sicherten sich, als es um die Sitzordnung in der neuen Klasse ging, schnell und entschieden Plätze nebeneinander, womit ihr Freundschaftsbund besiegelt war. Bislang hatten sie sich gekannt wie man einander in der Nachbarschaft und der Kirchgemeinde, aus dem Konfirmandenunterricht kennt.

Zum Schulweg trafen sie sich an einer Ecke des eingezäunten Grundstücks, das immer noch der Löschteich hieß und, längst ohne Wasser, Bilder von zerbombten, brennenden Häusern heraufbeschwor. Die hatte es hier nicht gegeben, wohl aber in der Gegend um den Bahnhof bei einem schweren Fliegerangriff Ostern 1945, auch das Gebäude ihrer Schule wurde damals getroffen, die Einschläge hörte man bis in ihr Viertel hinein. Eine der Erwachsenengeschichten aus der Zeit, als Ellens Familie evakuiert, Margret mit Mutter und Schwester noch auf der Flucht war, weit weg von der Stadt, in der sie einige Jahre nach

Kriegsende eine neue Heimat fanden, auch wenn die Eltern diesen Ausdruck nicht gelten ließen – ein anständiges Dach über dem Kopf, ja. Ellen und ihre Geschwister kehrten zurück in eines der zweistöckigen, hell verputzten Häuser, die in Hufeisenform einen großen grünen Innenhof umstanden und genauso aussahen wie vor dem Krieg.

Der Löschteich gegenüber blieb ein leeres Becken. An seinen schrägen Wänden rutschten die Kinder auf Blechen hinunter. Dann wurde er in einen Sportplatz umgewandelt, auf dem Betriebsgruppen Faustball spielten. Man hörte die dumpfen Aufschläge der schweren Lederbälle, ein friedliches Geräusch. Eines Tages verschwand der dunkelbraune Bretterzaun mitsamt den kindlichen Kreidebotschaften und dem bewährten *Wer das liest ist dumm*, immer wieder ausgewischt und stets erneuert. Maschendraht umspannte jetzt den Platz, auf dem fortan Tennis gespielt wurde.

Der Weg zur Schule führte in südliche Richtung, fort von dem Porphyrhügel, der Hasenberg hieß und es vielleicht auch gewesen war, bis dort am Anfang des Jahrhunderts eine Backsteinkirche mit mächtigem Turm und fast tausend Sitzplätzen entstand. Eingeweiht wurde sie im Beisein der Kaiserin Auguste Viktoria und benannt nach dem Apostel Paulus. Dessen Namen trug dann auch das Viertel. Sternförmig liefen seine Straßen auf das Gotteshaus zu, einen Mittelpunkt, der seine Anziehungskraft zusehends verlor. An den Sonntagen rückte die Gemeinde in den ersten Bankreihen zusammen. Voll war es zu Weihnachten und am Reformationstag. Dann bekamen die evangelischen Kinder für den Gottesdienst schulfrei, ein Privileg der Mehrheit, genutzt auch von all denen, die sonst nie in die Kirche gingen. Dort herrschte heftiges Gedränge und ein Lärm wie in der Schwimmhalle des Stadtbades. Für Ellen und Margret war die Religion eine fundamentale Orientierung, sie durchzog das Leben mit Gebeten, Andach-

ten und Herrnhuter Losungen, mit Kindergottesdiensten, dem Religionsunterricht im Gemeindehaus und Konfirmandenstunden. Sie schwang mit im Abendgeläut der Kirchenglocken, das den Kindern im Viertel als Mahnung diente, nach Hause zu kommen.

Für den Schulweg brauchten sie eine halbe Stunde ungefähr, ob nun, der Abwechslung zuliebe, auf der kurvigen, belebten Geschäftsstraße, die zum Markt führte, oder *hinten herum*, vorbei an der Rüssenschule und der Anlage vor dem Stadttheater, in jedem Fall von der Hauptpost an, geradewegs auf das Schulgelände zu, die stattliche Straße entlang, deren Name daran erinnerte, dass Halle mit seinem Salzhandel eine Zeitlang zur Hanse gehört hatte. Was in Ellens Augen ihre Heimatstadt aufwertete, auch wenn sie mit den Großen wie Hamburg, Bremen, Lübeck sicher nicht mithalten konnte. Auch nicht mit dem fernen, verklärten Reval, woher die Mutter und Großmutter stammten. Eigentlich sei sie gar nicht von hier, hatte Ellen erklärt, als in der Grundschule die neue Lehrerin, für die sie heimlich schwärmte, der Klasse vorhielt, wie wenig sogar die Einheimischen von ihrer Stadt wussten. Im Heimatkundeunterricht besuchten sie die Saline, den Giebichenstein und die Moritzburg, den Stadtgottesacker. Über diese Unternehmungen sollten sie kleine Berichte schreiben, auch Zeichnungen waren willkommen. In ihr Schulheft aus der fünften Klasse trug Ellen in Schönschrift ein Gedicht von Goethe über das Salz ein. Auf der Seite daneben prangte ein Hallore in Festtracht mit Dreispitz, Schnallenschuhen und einem dreiviertel-langem roten Mantel, der mit silbernen Kugelknöpfen verziert war. Die Arbeit hatte ihr dank der ausgiebig verwendeten Buntstifte, einem Geschenk der Patentante aus Hannover, großen Spaß gemacht und eine Eins beschert. Von ihrem Ausflug in die Franckeschen Stiftungen gab es weder Text noch Bild: langweilige Reihen alter Häuser

und ein Denkmal des Stifters, von einem berühmten Bildhauer zwar und auf einem Sockel, den ein noch Berühmterer entworfen hatte, aber zum Abzeichnen eignete es sich nicht, zu schwierig: der große Mann, die kleinen Kinder, außerdem grau in grau. Margret liebte es. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater auf einem der Stadterkundungsgänge, die sie kurz nach ihrer Ankunft am neuen Wohnort unternahmen, vor diesem Denkmal stehen blieb und den Töchtern erzählte, der Mann im Talar dort oben habe dank einer Osterspende von vier Talern und sechzehn Groschen eine Armenschule eröffnet und damit sein einzigartiges Gründungswerk begonnen, vor einem Vierteljahrtausend, und manche dieser Einrichtungen existierten immer noch, wenigstens die alten Gebäude. Margret kannte sich aus, ihr Wissen verwandelte Ellens langweilige Häuserreihen in Stätten einer denkwürdigen Verbindung pädagogischer, sozialer und wissenschaftlicher Reformbestrebungen, nicht zu vergessen den Druck preiswerter Bibeln und die Ausstrahlung pietistischer Frömmigkeit weithin in Europa, bis nach Nordamerika und Indien sogar. Im 18. Jahrhundert, sagte Margret, wurden die Stiftungen Halles Tor zur Welt. Leider merke man davon nichts mehr, eher handele es sich um den Rest einer Insel, auf der sie lateinische Grammatik paukten und sich mit dem altgriechischen Aorist abmühten, sagte Ellen. Sowieso sei die Welt etwas, das für sie erst in der Zukunft stattfinde, wenn sie mit dem ganzen Schulmist hier fertig wären. Das glaubst du wohl selbst nicht, sagte Margret.

Manchmal, wenn sie nach einem langen Unterrichtstag keine Lust mehr hatten, sich zu rühren, fuhren sie mit der Straßenbahn nach Hause. Sie standen auf der Plattform des letzten Wagens wie am Heck eines Schiffes und ließen die Geschäfte der Innenstadt an sich vorbeiziehen: kleine Privatläden wie die Fleischerei der Familie eines Schulkameraden, den alle um seine Westsachen beneideten, alteinge-

sessene Fachgeschäfte, die die Namen ihrer Eigentümer trugen und weiter so genannt wurden, auch wenn sie inzwischen dem Staat oder der Konsumgenossenschaft gehörten, dicht stehende Häuser an einer engen Straße. Dann fuhr die Bahn um die Kurve, am Alten Markt vorbei, und es erschien oben auf der Brunnensäule, anmutig und grün, der bronzene Müllersbursche mit seinem Esel, der auf Rosen ging - eine der Geschichten, die sie aus der Grundschule kannten. Wenn der Eselsbrunnen vorbei war, blickten sie nach vorn. Die Straße führte auf den Marktplatz zu, das Wahrzeichen der Stadt: die Silhouette ihrer fünf Türme dort. Wenn ich nach zwanzig Jahren oder so aus der weiten Welt zu Besuch komme, sagte Ellen, würde ich zuerst hierhin gehen, zu dieser Kirche. Margret fand den Bau eigenartig, vom ersten Anblick an, als gehörte jedes Turmpaar zu einer anderen Kirche. So war es ja auch, aus zwei mach eins, ziemlich praktisch, und das schon zu Luthers Zeiten, sagte Ellen, die wieder in die Zukunft blickte: Ich würde dann auch sehen, was aus meinen Spenden geworden ist. Wofür hättest du denn gespendet? Für den Roten Turm, diesen kriegsversehrten Rumpf. Stell dir den mal in seiner alten Größe vor, mit Turmhelm und allen Glocken. Ein Campanile auferstanden aus Ruinen!

Solche Zukunftsbilder mochte Margret, aber nicht, wenn Ellen sie gegen ihr gegenwärtiges Leben ins Feld führte, als sei es nichts wert, etwas, das sie hinter sich bringen mussten, bevor das eigentliche begann. Eine Ansicht, die Ellen heftig und mit einem Dutzend Argumente verteidigte, ohne wirklich überzeugt zu sein, das wusste Margret genau und nannte es Meinungen ausprobieren. Wenn sie dann erklärte, es komme doch darauf an, wahrhaftig zu sein und klar und ganz man selbst, gab Ellen ihr Recht: Ja, nur wüsste sie gern, wie das geht. Man spürt es, sagte Margret, im Grunde weiß es jeder Mensch,

auch du, sagte sie und drückte Ellens Hand, denn Hand in Hand gingen sie, wenn sie in ihrem Viertel oder an der Saale oder auf dem nahen Friedhof, dessen Alleen einen Park ersetzten, einen Abendspaziergang machten. Ihre Gespräche waren dann anders als auf dem Schulweg, zunehmend erfüllt von Melancholie und Sehnsucht, von Gedanken über den Sinn des Lebens, den wahren Glauben und richtiges Handeln. Was sie, zumindest Ellen, bei Tageslicht als sentimental abgetan hätten, entfaltete in der Dämmerung einen eigenen Zauber. Und während ringsum Farben und Konturen allmählich verblassten, wandelte sich die Welt, die sie auf Forschungsreisen entdecken, durch gute Taten verändern würden, in die trauliche Hülle aus dem Abendlied und blieb so bei ihnen, bis sie zu Hause ankamen.

Dort war es eng. Niemand bei uns hat ein Zimmer für sich allein, sagte Margret. In ihrer Wohnung waren sie zu viert, bei Ellen sechs und am Esstisch ein siebenter Platz für den Vater. Er hatte nicht zu denen gehört, die bald nach dem Krieg aus der Gefangenschaft entlassen wurden, wie Margrets Vater, auch nicht zu den Spätheimkehrern aus dem Osten. Eine Todesnachricht hatten sie nie bekommen. Ihn für tot zu erklären, lehnte die Mutter ab. So stand im Klassenbuch neben Ellens Namen in der Rubrik Eltern: Mutter Lehrerin, Vater vermisst. Früher ja, sagte Ellen, da habe sie ihn furchtbar vermisst, aber wenn jemand so lange fort bleibt, gewöhnt man sich daran. Der Stuhl für den Vater war meistens besetzt, denn häufig kam Besuch. Ellen und ihre Brüder hatten Mühe, sie auseinanderzuhalten, die Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen soundsovielten Grades, die Freundinnen der Mutter aus der baltischen Heimat und die aus dem Reich, wie es hieß, manchmal erschien auch jemand aus dem Bekanntenkreis der Eltern vor dem Krieg. Blieben Gäste über Nacht, rückte man zusammen, ein Schlafplatz fand sich immer, auch unter beengten Verhält-

nissen, sagte die Großmutter. In den separaten Mansardenzimmern waren, wie bei der Mehrzahl der Nachbarn auch, Flüchtlinge untergebracht, ein stilles älteres Paar mit einer Tochter.

Wir, sagte Margret, sind hier die Fremden. Dabei hatten sie Glück. Gleich nach Kriegsende hätte man sie bei irgendwem einquartiert, ein paar Jahre später aber und weil der Vater ein gesuchter Ingenieur war, bekamen sie eine Wohnung für sich allein. Die hatte sie in einem Aufsatz zum Thema *Mein Zuhause* ausführlich beschrieben, am Ende der Grundschulzeit. Jetzt würde sie es natürlich weiter fassen, sagte Margret: Zuhause ist die Welt, die sich in der anderen zu behaupten hat. Und gegen sie, sagte Ellen. Es war ihr Fazit aus den Gesprächen am Esstisch, wo immer, wenn es um die bestehende Ordnung ging, die Welt sich teilte: draußen ein primitives, mit Lügen, Drohung und Gewalt herrschendes Regime, dem mit Vorsicht zu begegnen war, mit Anpassung so weit wie nötig, um das eigene Umfeld zu schützen, die Anständigen, Gebildeten und Guten. Die Fronten waren klar, außen das falsche, innen das richtige Leben.

Auf dem Schulweg erzählte Ellen, dass der Kleine, wie sie ihren jüngsten Bruder nannte, einmal verkündet hatte, wenn er älter sei, würde er sich eine Waffe besorgen und beim Regime eindringen, die Adresse könnten sie ihm schon mal sagen. Was er da wollte? Kämpfen. Wie die Helden und die mutigen Völker. Acht oder neun war er, sagte Ellen. In dem Alter habe sie nie beschäftigt, wo die Macht wohnt, ein Schloss gab es in der Stadt nicht, und die Burgen waren verfallen. Welches Gebäude am Marktplatz das Rathaus war, wusste sie lange Zeit nicht und ebenso wenig, was dort geschah. Allerdings, als in den ersten Jahren nach dem Krieg das Land noch in Länder aufgeteilt war, hatte die Landesregierung in unserem Viertel ihren Sitz, sagte Ellen. Das wusste sie, weil der Großvater ihrer Grundschul-

freundin dorthin zur Arbeit ging, er war ja der Ministerpräsident. Auch jetzt noch, wenn sie an dem Haus vorbeikam, stellte sie sich vor, wie höfliche alte Herren dort an ihren Schreibtischen gesessen hatten, ein typisches Erwachsenenreich, Herrschaft ohne Zepter und Krone. Später verzog sich die Macht ins Nebelhafte, sagte Ellen, nach Berlin oder Pankow oder Moskau und herrschte, den Ausdruck hatte sie sich gemerkt, mit langem Arm und harter Hand. Gefürchtet und verspottet. Sie fürchte sich mehr vor dem finsternen Griechischlehrer und der nächsten Mathearbeit, sagte Margret. Und nie habe sie sich so gefürchtet wie damals, als sie der Mutter gestehen musste, dass sie auf dem Rückweg vom Milchladen die Lebensmittelkarte verloren hatte. Die wird ja nun gerade abgeschafft, sagte Ellen, als könnte es rückwirkend trösten.

Humanistische Bildung! Hätte sie sich schon anders vorgestellt, sagte Margret. Kaum, dass sie die Grammatik einigermaßen beherrschten, mussten sie sich durch Kriegsgeschichten quälen. Im Lateinunterricht Cäsars *Commentarii* zum Gallischen Krieg und in Griechisch jetzt die öde *Anabasis* von Xenophon. Als ob es sie interessieren könnte, wie viele Parasangen pro Tag die griechischen Söldner auf ihrem Marsch von Babylon hinauf ans Schwarze Meer zurücklegten! Die Soldaten taten ihr Leid, besonders die Schwerbewaffneten mit ihren ein Meter großen Schilden. Arme Kerle, die in die Schlacht ziehen mussten, weil zwei persische Brüder um den Thron kämpften. Und von ihrem Sieg hatten sie nichts, bloß einen beschwerlichen Rückmarsch. Warum lesen wir so etwas? Na weil es bestes attisches Griechisch ist, sagte Ellen, eben ein klassisches Werk, das sich auch für Anfänger eignet. Ja, die klare Sprache vielleicht. Aber der Inhalt! Ellen nickte: Sie werde von alldem sowieso nichts behalten außer der Ankunft an der Küste. Wie sie das Meer erblicken und das gan-

ze Heer losrennt, *Thálatta! Thálatta!* Aber den Ausruf kannte man vorher schon, oder? Sie werde etwas ganz anderes nicht vergessen, sagte Margret, dieses Grinsen, wie eine grimmige Freude, als sie bei der Schlachtszene waren, in der ein verwundeter Soldat seine aus dem Bauch quellenden Gedärme mit beiden Händen festhält. Wirklich, ein finsterer Lehrer und ausgerechnet in Griechisch. Zum Fürchten! Ellen fand ihn eher bedauernswert, von einem schlimmen Erlebnis verstört, von Leid verdüstert. Genaues wusste niemand, die Klasse war sich jedoch einig, dass er ein kümmerliches Dasein fristete, einsam, in einer Wohnung, die bestimmt verwahrlost war wie der Mann selber, dem eines Morgens unter den dunkelbraunen Hosenbeinen ein blassblauer Pyjama herausgesehen hatte. Außerdem färbte er sich die roten Haare schwarz. Alles halb so wild, sagte Ellen, aber diesen Schwarzhaarigen aus dem Rheinland, einen waschechten Roten, der hier womöglich Direktor wird, den muss man wirklich fürchten. Sein Wettern gegen die reaktionäre Begabentheorie, was soll das denn? Und er genießt es, einen bloßzustellen, die idiotischen Taschenkontrollen, der Triumph in seinem Blick, wenn er Peinliches zutage fördert, vertrocknetes Pausenbrot, alte Taschentücher oder Verbotenes, ein Stück Schund- und Schmutzliteratur aus dem Westen. Ich sage euch, er hasst uns! Das glaubten die anderen nicht. Fanatisch war er, das schon, und engstirnig, sie nannten ihn Holzhammer. Sie waren erleichtert, als er zum stellvertretenden Direktor aufstieg und eine neue Lehrerin das Fach Staatsbürgerkunde übernahm, eine harmlose junge Frau, deren Unterricht sie entsetzlich langweilte, die aber auch nichts von ihnen verlangte, keine Begründung von denen, die es ablehnten, der Freien Deutschen Jugend beizutreten, es war die Mehrheit in ihrer Klasse. Der Holzhammer hätte sie weiter bearbeitet bis ihnen die Argumente und die Ausreden ausgingen, beschämtes Schweigen, oder

bis jemand sich zu einer staatsfeindlichen Äußerung hinreißen ließ und den Schulverweis riskierte. In solchen Stunden, sagte Margret, bekomme ich direkt Sehnsucht nach der antiken Kriegsliteratur. Und ich nach einer anderen Schule, sagte Ellen.

Es war eine kurze Reise, im vergangenen November, und erschien ihnen schon unwirklich wie die Vorgeschichte: der Besuch einer Klasse aus Lüneburg. Plötzlich waren sie da, standen in der Halle des Hauptbahnhofs, eine Gruppe Mädchen in ihrem Alter, angereist im Zuge eines Austauschs, einer Partnerschaft, von der sie bis dahin nichts gewusst hatten. Einer dieser Einfälle von oben, Aktion *Deutsche an einen Tisch* oder so. Aber dass damit nur Weiber gemeint waren, fanden sie unerhört, die neidischen Jungen aus ihrer Klasse. Wer einen Gast aus dem Westen aufnahm, durfte dann mit zum Gegenbesuch. Margret und Ellen hatten sich sofort gemeldet und aus der Schar, die in der Bahnhofshalle wartete, eine blonde Irmhild und eine dunkelhaarige Irene zu sich nach Hause mitgenommen. Ein halbes Jahr später fuhren sie, als wäre das ganz normal, mit ihrer Schulgruppe im Interzonenzug über die Grenze, den Kopf voller Wünsche: ein Ausflug nach Hamburg, eine Hafenerundfahrt, *Jenseits von Eden* sehen oder einen Film mit Kim Novak, auf dem Jungfernstieg flanieren, durchs Alsterhaus streifen, vom Taschengeld etwas Schönes kaufen für sich selbst, zu mehr würde es wohl nicht reichen. Sie kehrten zurück nach Halle, Ellen mit einem blaugrauen, Margret einem dunkelroten Nicki, beide mit kleinen Geschenken der Gastgeber an ihre Familien. Und wie war es in Lüneburg? Margret erzählte, Irmhilds Vater, ein Chefarzt, habe sie in seinem Mercedes durch die Heide gefahren, mit über hundert Stundenkilometern! Im Gymnasium nahmen sie an einer Deutschstunde teil, Wolfgang Borcherts Erzählung *Die Hundebblume* wurde besprochen, die Lehrerin beeindruckte sie

sehr, der moderne Lesestoff, die Schule überhaupt. Aber dass dort nur Mädchen hingingen, fanden sie altmodisch. Im Kino waren sie leider nicht. Alles sei jedoch, trotz Nebel und Nieselregen, sehr schön gewesen, die St. Pauli-Landungsbrücken und der Jungfernstieg vor allem. Irene und ihre Eltern, sagte Ellen, hätten mit großer Anteilnahme die Berichte über den Aufstand in Ungarn verfolgt, am Radio und auch im Fernsehen. Die russischen Panzer, das gestürzte Stalin-Denkmal, die Leute auf der Straße mit ihren Losungen, viele bewaffnet, alles kämpferischer, größer als bei uns im Juni vor drei Jahren, es dauerte ja auch länger. Zu Margret sagte Ellen auf einem ihrer Abendspaziergänge, mit Irene hätte sie lieber über Filme und Filmstars geredet, über Reisen, Schuhe, moderne Malerei, schließlich war sie im Westen und all das habe sie mehr interessiert als der ferne Aufstand, dessen Scheitern abzusehen war: mangelnde Bewaffnung und Organisation der Massen, fehlende Unterstützung von außen - wie sie es aus Buc-kows Geschichtsstunden kannten. Ich habe mich gelangweilt, sagte sie, und hatte ein schlechtes Gewissen deshalb. Margret war es besser ergangen. Einen Abend lang in Italien. In Irmhilds schick eingerichteten Zimmer hatten sie Fotos angesehen: Reisebilder aus Verona, Ravenna und Rimini, in einem Album, in dem auch Andenken eingeklebt waren, Eintrittskarten, Quittungen, alles mit Untertiteln, silbern auf schwarzem Grund, sah einfach toll aus. Doch das Größte waren die Bilder aus der ewigen Stadt, sagte Margret. Irmhild staunte, was ich alles kannte, obwohl ich noch nicht dort gewesen bin, zum Beispiel diese Ruine an der Via Appia, vor der sich Goethe malen ließ, es gibt eine Abbildung in unserem Lateinbuch: Grabmal der Cecilia Metella. Den Namen hatte Ellen sich nicht gemerkt, aber dass Margret und sie, sobald die Schule hinter ihnen lag, nach Rom fahren würden, stand fest und wurde in die Hand versprochen.

Zum ersten Mal würden sie dann reisen - und nicht bloß verreisen wie bisher: in den Harz, ins Erzgebirge oder, das höchste der Gefühle, an die Ostsee, um dort einen Teil der Sommerferien zu verbringen, schöne Wochen mit Eltern und Geschwistern. Wanderungen, Faulenzen in der Strandburg, lange Abende im Freien, beim Anblick einer Sternschnuppe schnell ein Wunsch. Nach der Rückkehr zeigten sie sich ihre Andenken, die kleinen bunten Blechplaketten an den Wanderstöcken, die Muschelschalen und Bernsteinkrümel, Feuersteine, die neidisch bewunderte braune Haut. Etwas mitbringen, das vom Fortgewesensein zeugte.

Von den Klassenfahrten kamen sie zurück mit Erlebnissen, die wieder und wieder erzählt, ausgeschmückt und abgewandelt in den Fundus gemeinsamer Schulgeschichte gelangten zu all den Streichen, Wetten, legendären Aussprüchen, Ruhmestaten, Peinlichkeiten und lustigen Pannen, die sie sich vor Augen führten wie die herumgereichten handtellergroßen schwarz-weißen Fotos mit gezacktem Rand. Auf denen waren sie selbst stets im falschen Augenblick getroffen, die Lehrer hingegen typisch, sogar wenn einer in Knickerbockern und Karostrümpfen mit von der Partie war. Ereignisland war überall, die Ausflugsziele spielten eine geringere Rolle. Den Brocken natürlich ausgenommen. Da wanderten sie, zwei 11. Klassen, im kahlen kalten Frühling auf den Spuren von Goethe und Heine, auch wenn diese keinen Passierschein gebraucht und keine Brockenbahn gekannt hatten, sagte ihr geliebter Deutschlehrer, der mit Stock, Hut und langem Lodenmantel den Aufstieg vom Bahnhof Schierke an mitmachte und aus dem *Faust* zitierte, mit dessen *Prolog im Himmel* er sie Wochen lang strapaziert hatte. Als Margret und Ellen ihn überholten, hörten sie: «Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?... Solang ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle, genügt mir dieser Knotenstock». Sie

stapften durch knöchelhohen Schnee, erfuhren von der Russischlehrerin, dass Bismarck seine Frau bei einem Brockenbesuch kennengelernt hatte, und vom schlaun Triumvirat aus ihrer Klasse, dass auf der Kuppe der erste Fernsehturm der Welt erbaut worden war, dass zunächst die Amerikaner, dann erst die Russen den Berg besetzt hatten und dass die Statistik dort mehr als dreihundert Nebeltage im Jahr verzeichnet. Warum hatten sie nicht einen der sechs anderen erwischt, an denen die Fernsicht angeblich fantastisch war - bis zum Inselsberg im Thüringer Wald und der Wasserkuppe in der Rhön? Von Wolken umhüllt, konnten sie nicht einmal über die nahe Grenze hinweg in den Westharz blicken. Trotzdem dürften sie sich glücklich schätzen, oben gewesen zu sein, sagte auf dem Rückweg Georg oder Nils oder Sebastian. Als Sendeposten sei der Berg einfach ideal, und wenn Militär oder Geheimdienst der Russen es beschließen, wird hier dicht gemacht, wetten? Ellen war empört: Den Brocken sperren? Bei euch piept es wohl, kranke Phantasie! Margret zeigte die kleine Brockenhexe, die sie in einem Andenkenladen gekauft hatte: Dann machen wir es eben wie sie und fliegen auf einem Besen durch die Lüfte.

An diesen Augenblick dachten sie, als ihnen eines Morgens die Idee kam, statt weiter missgelaunt in die Schule zu trotten, wo lauter unangenehme Stunden sie erwarteten, sich in die Luft zu schwingen und fortzufliegen, nicht nach Hexenart, sondern mit ausgebreiteten Armen wie manchmal im Traum. Angelockt von Städten, über die sie gelesen hatten oder deren Name verheißungsvoll klang, segelten sie dahin und erzählten einander, was sie von oben sahen und waren am gewünschten Ort, bevor sie durch die Pforte an der Waisenhausmauer auf das Schulgelände traten.

Auf dem Luftweg, sagten sie, kommen wir überall hin.

Nach Madras kamen sie nicht. Gleich nach dem Start ging die Dis-

kussion los: Warum dorthin, wo ist das überhaupt? In Südostindien, am Golf von Bengalen, sagte Margret, die das Ziel ausgegeben hatte. Und was wollen wir da? Eine Missionsstation besuchen, schon mal von der Dänisch-Halleschen Mission gehört? Natürlich nicht. Erboast über Margrets Heimlichtuerei und ihren Wissensvorsprung sagte Ellen, das klinge verdächtig nach achtzehntem Jahrhundert und Franckes Stiftungen als Tor zur Welt. Genau! Wir könnten doch mal sehen, wie es jetzt dort zugeht, ob sie immer noch Bibelübersetzungen auf Palmblättern niederschreiben, ob sie eine Ärztin brauchen können und eine tüchtige Missionarin, die Tamilisch gelernt hat. Diese Reise kannst du allein machen! Ellen reichte es. Sie hatte einmal von ihrer *missionarischen Phase* erzählt und war gekränkt, dass Margret jetzt damit kam, als sei sie im Konfirmandenstadium steckengeblieben. Als habe ihre Sehnsucht nach der Ferne mit Religion zu tun! Wenn schon Indien, dann zum Taj Mahal, aber gemeinsam wird das wohl nichts, sagte Ellen, du würdest ja nie in ein Flugzeug steigen. Nun war Margret gekränkt: Als ob sich so etwas nicht ändern könnte! Den Rest des Schulwegs legten sie auf dem Straßenpflaster zurück, in beharrlichem Schweigen.